

Nr. 129 Bromberg, den 8. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(9. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Obwohl Graf Lewenborg äußerlich ruhig und beherrscht gesprochen hatte, zeigte sein Antlitz die tiefste Erregung; er war totenbleich und sah ganz verfallen aus, als er nun schwieg.

Dem alten Pfarrer war die Zornesröte ins Gesicht gestiegen, und er mußte erst seine Empörung niederkämpfen, ehe er endlich zu sprechen begann:

„Ihr werdet nicht erwarten, Herr Graf, daß ich Eure Handlungsweise beschönige oder auch nur irgendwie als entschuldbar hinstellen werde. Ihr habt niederträchtig gehandelt und unwürdig eines Untertans und Anhängers Eures frommen großen Königs!" Aber dann fuhr er milder fort: „Daß ich Euch verzeihe, ist selbstverständlich. Heißt es doch im Vaterunser: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern!" Wie also sollte ich nicht vergeben, wenn auch ich einmal beim Jüngsten Gericht auf Gnade vor Gottes Angesicht hoffen will."

Er reichte dem Obristen bei diesen Worten die Hand, und er beugte sein in tiefer Beschämung erglühendes Gesicht darauf nieder. Und nun berichtet zu Ende!" sagte der Geistliche dann. „Wie gestaltete sich diese sogenannte Ehe? Wie lange dauerte sie?"

„Fünf Tage währte sie," gab der Graf leise zurück. „Ich verbrachte drei Tage im Hause des Goldschmiedes mit meiner jungen Gattin. Ihr verwundert Euch vielleicht, daß ich sie trotz allem so nenne. Aber die Empfindungen, die im Laufe dieser wenigen Tage für die Prinzessin in mir erwachten, geben mir in meinem Herzen das Recht, sie so zu nennen. Eine tiefe heiße Liebe zu dem schönen Wesen nahm bald von mir Besitz, und ich schwur mir zu, daß mein ganzes Leben nur ihr geweiht sein sollte, und daß ich nicht ruhen würde, bis ich ihre Verzeihung und — ich war verwegen genug, auch das zu hoffen — ihre Liebe gewonnen haben würde.

Ich hatte geglaubt, längere Zeit in Erfurt bleiben zu müssen. Aber nach drei Tagen erhielt ich Befehl, mit meiner Eskadron nach Franken abzurücken, um mich dort mit einem größeren Truppenverband zu vereinigen. Wir brachen also nach Süden auf, und meine junge Gemahlin mußte mich in einem Reisewagen begleiten. Als wir am Nachmittag des zweiten Tages in den Thüringer Wald kamen und die Elgersburg hinter uns hatten, wurde es plötzlich sehr kühl und neblig, und ich fürchtete, daß ein Kampieren im Zelt der zarten Prinzessin schädlich werden könne. Ich beschloß deshalb, nach der Elgersburg zurückzukehren und in dem kleinen Dorf, das die Burg umgibt, zu übernachten. Ich gab also Befehl, anzuhalten, bis die Vorhut zurückgeholt sei. Ich wollte das selbst tun, weil ich das schnellste Pferd ritt.

Ich stieg vorher nochmals ab und trat an den Wagen, um der Prinzessin meinen Entschluß mitzuteilen. Sie lag in die Polster zurückgelehnt und hatte die Augen geschlossen. Die Pelzdecke, die sie vor der kühlen Witterung schützen sollte, war von ihren Hüften herabgeglitten, ich glaubte, daß sie schlafe, deckte sie vorsichtig und sorgfältig wieder zu und wollte mich dann vom Wagen zurückziehen. Da schlug sie die Augen auf und sah mich voll an. Und es schien mir, daß sie, deren Antlitz bisher starr und bleich wie aus Marmor gewesen, mir ganz leise, fast unbewußt, zulächle.

Dieses vermeintliche oder wirkliche Lächeln bestürzte und erschütterte mich bis ins Innerste. Es löste in mir einen unbeschreiblichen Wirbel von Empfindungen aus: Verzweifelte Scham über meine Tat, heißeste Liebe zu dem herrlichen Wesen, Hoffnung auf ihre Verzeihung und hundert andere Gefühle. Und in meiner Verwirrung und in meiner Angst, daß ich mich vielleicht doch getäuscht haben könnte, in dieser Verwirrung wußte ich nichts Besseres zu tun, als mich abzuwenden, mich auf mein Pferd zu schwingen und, wie ich es vorgehabt, der Vorhut nachzusprengen, um sie zurückzuholen.

Ich ahnte nicht, daß es das letztemal gewesen, daß ich in das Antlitz der heißgeliebten Frau geblickt hatte. In dem Augenblick, als ich bei der Vorhut ankam, brach eine Schar kroatischer Reiter aus dem Hinterhalt und verwickelte uns in ein schweres Scharmützel. Als wir sie endlich in die Flucht geschlagen hatten, galoppierte ich zu dem Reisewagen zurück. Ich fand eine Anzahl Toter und Verwundeter. Der Reisewagen war leer, meine Gattin verschwunden. Nach allen Richtungen nahmen wir die Verfolgung auf, aber der dichte Nebel und das waldige Gebirge half den Feinden zu entkommen. — Fürst Pantotschak hatte mich und meine Truppe wohl durch verkleidete Spione in Erfurt und beim Abmarsch beobachten lassen und hatte sich nun durch diesen unverhofften und gelungenen Überfall seine Tochter wiedergeholt. Nie habe ich, trotz aller Nachforschungen, erfahren, wo meine Gattin geblieben ist."

Der alte Pfarrer hatte tiefbewegt dem Bericht gelauscht. Nun sagte er tröstend: „Und doch dürft Ihr nicht die Hoffnung verlieren, daß Ihr sie einst wiedersehen und ihre Verzeihung erlangen werdet."

Der Graf schüttelte traurig den Kopf. „Nein, nein — das wage ich nicht mehr zu hoffen. Ich glaube, — ja, ich weiß es fast gewiß, daß meine Frau nicht mehr am Leben ist."

„Aber wie denn?" sagte der Geistliche. „Ihr sagtet doch, daß all Euer Forschen nach ihr vergeblich war?"

„Ihr sollet es gleich vernehmen, was mir solch traurigen Glauben gibt," fuhr Graf Lewenborg fort. „Jahre vergingen, — die Wunde, die mir der Schmerz um die Verlorene geschlagen und die ich erst unheilbar wähnte, begann langsam zu vernarben, — die Reue und das böse Gewissen schliefen allmählich ein. Nur eine Qual behielt Macht über mich: Der marternde Zweifel über jenes letzte leise und seltsame Lächeln der Prinzessin, — der Zweifel, ob es mir

gegolten und darin der erste zarte Keim der Vergebung gelegen, — oder ob es sich gar nicht auf mich bezogen — oder überhaupt eine Täuschung von mir gewesen sei. Und ich würde für eine Gewißheit hierüber noch jetzt, in diesem Augenblick, mein Leben hingeben.

Einmal nun — es ist auch schon zehn Jahre her — wurden meine Reue und mein Schmerz wieder auf eine sonderbare und jähe Weise wachgerüttelt: Wir hatten unter Marschall Banér einen glänzenden Sieg über die Kaiserlichen davongetragen und feierten ihn mit einem wüsten nächtlichen Gelage. Als wir schon alle trunken waren, schleppte einer meiner Kameraden eine alte Zigeunerin herbei und befahl ihr, uns allen wahrzusagen. Sie las einem nach dem anderen aus der Hand. Auch ich überließ ihr spöttisch lachend, meine Hand, als die Reihe an mich kam. Sie sah mich ernst an und sagte: „Ihr habt keine Ursache, zu lachen, Herr, — am wenigsten in diesem Augenblick, in dem ein Mensch stirbt, der Euch gar sehr angeht.“ Ich fühlte, wie ich mit einem Schlage nüchtern wurde, — wie das Lachen auf meinen Lippen erstarb, — wie meine Hand eisig kalt wurde. „Wer ist es?“ stieß ich entsetzt hervor und erwartete die schreckliche Gewißheit zu erhalten, daß die Sterbende meine Gattin sei. Doch die Alte zuckte die Achseln und sagte: „Mehr weiß ich nicht darüber. Und was ich Euch sonst noch zu sagen habe, ist dies: Ihr habt in Eurem Leben eine furchtbare Schuld auf Euch geladen, und Ihr werdet sie mit Eurem eigenen Blut sühnen müssen.“

Der Pfarrer machte eine abweisende Bewegung. „Ihr solltet auf solche Wahrsagekünste nicht so großen Wert legen. Hoffet und betet, daß Euch Gott verzeihe! Euer Leben steht in seiner Hand.“

„Ihr glaubt wohl gar, ich fürchte solche Strafe? — O nein, — was liegt mir am Leben! Ich bin einsam und unglücklich, und wenn ich meine Tat mit meinem Blute sühnen und auslöschen könnte, geschähe mir das Beste und Willkommenste. — Aber laßt mich nun den Schluß berichten: Auch den Eindruck dieser Wahrsagung schwächte die Zeit ab, — die langen zehn Jahre, die ich danach noch im Kriege verbrachte. Da aber — es ist jetzt zwei Monate her — wurde mir meine eigene Tat schrecklich und in ihrer ganzen Schändlichkeit lebend vor Augen geführt. Und über den Schurken, der Zug um Zug das gleiche verbrach, wie einst ich, wurde ich selber zum Richter gesetzt. Ich hatte beim Kriegsgericht den üblichen Eid geschworen, in dem es heißt, daß ich richten wolle, ohne mich von persönlichen Gefühlen beeinflussen zu lassen, und ich brach diesen Eid, — sprach den Verbrecher frei, weil ich mich nicht berufen fühlte, die verdiente Strafe über ihn zu verhängen, und weil mir der Mut fehlte, zu meinen Mitrichtern zu sagen: „Setzt einen anderen Richter an meine Stelle, ich bin derselbe Verbrecher wie der, welcher hier vor euch steht!“

Und nun erzählte Graf Lewenborg von Barbara Ullmer und ihrem traurigen Opfer, von der Gerichtsverhandlung und allem, was er mit der Gauklerin erlebt hatte.

Der Geistliche sprach lange kein Wort, als Graf Lewenborg seine Erzählung beendet hatte. Endlich aber legte er dem Grafen die Hand auf den Arm und begann: „Ihr vergleicht Eure Tat nicht mit Unrecht mit der jenes Buben, — doch ein kleiner Unterschied besteht immerhin . . .“

Der Graf fiel dem Geistlichen ins Wort: „Nein, nein, — kein Unterschied! Versucht nicht in Eurer Güte, mich darüber zu trösten! Das gleiche, ganz genau das gleiche war es: Dieselben Drohungen mit Martern, dieselbe schurkische Ausnutzung von Mitleid und Opferwilligkeit. — Aber Ihr habt doch recht. Ein Unterschied bestand, und zwar darin, daß es der Graf verschmitzter anfing als der ungehobelte Kerl — und sich für seine schändliche Tat noch den Schein des Rechtes zu erschleichen wußte. — Und was mich von Tag zu Tag mehr peinigt, ist: Daß ich auch die letzte Gelegenheit habe vorübergehen lassen, durch Wohltun an jener armen Waise Gott meine Reue zu zeigen und mein Streben, meine Sünde wenigstens zu einem Tausendstel wieder gutzumachen. Was habe ich ihr viel genützt durch die Befreiung aus dem Kerker des Generalprofosses? Sie wird in neue Not und Bedrängnis geraten sein! Aber ich war in jener Stunde nur bestrebt, sie für's erste aus dem Machtbereich der Armee zu bringen. Erst als sie in der Dunkelheit verschwand, wurde mir klar, was ich versäumt: Ich hätte sie bei mir behalten müssen, mit ihr zusammen die Armee verlassen, wenn's nicht anders ging! Und sie hat mir . . .“

Graf Lewenborg brach ab. Er hatte noch sagen wollen: „das Leben gerettet“. Aber er sprach es nicht aus, weil er den Zweifel des Geistlichen fürchtete. Und er wollte doch an das Wunder glauben, das ihm geschehen: an das Wunder, daß er bei dem großen, vergeblichen und letzten Sturmangriff auf Prag mitten in eine Schar der ausfallenden Feinde geraten war, — von allen Kameraden getrennt, dem sicheren Verderben preisgegeben, — und daß ihm, der Barbaras Haar fest um das linke Handgelenk gebunden trug, doch keiner von all den Stichen und Hieben, die gegen ihn geführt wurden, getroffen hatte, — daß er lebend und unverletzt aus diesem wüsten Getümmel hervorgegangen war. —

Graf Lewenborg erhob sich. „Ich bin zu Ende mit meiner Beichte. Ich danke Euch, daß Ihr mir zugehört und daß Ihr mir verziehen habt. Einmal mußte ich dies alles einem Menschen anvertrauen. Und keiner schien mir so der Rechte als Ihr. Habt Dank für Eure Güte und Geduld!“ Und er beugte sein Knie vor dem alten Manne.

Der legte ihm die Rechte aufs Haupt und sagte bewegt: „Es gibt keine Sünde, die so schwer wäre, daß sie Gott in seiner Gnade nicht vergäbe. Tut Gutes und betet — und hoffet! Vielleicht schickt Euch Gott jenes arme Kind nochmals in den Weg. Es wäre gewiß die Rechte, sie lieb zu haben und ihr wohlzutun. Denn sie hat wahrlich, auch irrend noch, Liebe verdient.“

Im Räubernest — Neue Wanderschaft.

Neun Monate verbrachte Barbara Ullmer bei der Bande des Masken-Wenzel, und diese Zeit war für ihr Leben nicht ohne Bedeutung, denn sie lernte Dinge, von denen sie bisher nichts gewußt und deren Kenntnis sie nie in solcher Umgebung zu erwerben geglaubt hätte. Man hatte sie samt ihrem Kater damals mitgeschleppt. Nach zwei anstrengenden Märschen war die Bande in ihrem Lager eingetroffen. Es lag in einer abgelegenen, wilden Schlucht des Erzgebirges. Als Wohnungen dienten den Räubern Erdhöhlen, die geschickt angelegt und mit allen Bequemlichkeiten, — mit Möbeln, Teppichen und Öfen ausgestattet waren.

Erst in diesem Lager sah Barbara den Hauptmann der Bande zum ersten Male ohne die Halbmaske, und hatte Gelegenheit, länger mit ihm zu sprechen. Sie bemerkte mit Staunen, daß er ein junger Mann mit feinen, fast mädchenhaft zarten Gesichtszügen war, große, melancholische Augen hatte, und in Sprache und Benehmen den Mann von Bildung verriet.

Trotz seiner Bildung war der Masken-Wenzel aber, wie die meisten seiner Zeitgenossen, im höchsten Grade abergläubisch. Von Barbaras übernatürlichen Gaben war er sofort überzeugt und stellte das Ansinnen an sie, ihn selbst und seine ganze Bande so fest zu machen, wie sie es selbst sei. Barbaras Ausflüchte, daß sie seit Wochen ihres Handwerkszeugs beraubt sei, halfen ihr nichts. Der Räuberhauptmann versprach an Schwertern und Dolchen zu besorgen, was sie nur immer zu brauchen vorgab.

Barbara hatte gehofft, der Bande entfliehen zu können, bis die Waffen, die sie ja gar nicht einmal für das eigentliche „Festmachen“ benötigte, in verlangter Größe und Zahl bereit sein würden. Aber man bewachte sie scharf, und als man endlich alles zur Stelle geschafft, blieb ihr nichts anderes übrig, als ihre gefährliche Gaukelei der versammelten Bande vorzuführen und dann ihre Amulette zu verteilen.

Doch auch dann gab der Masken-Wenzel ihr nicht die Freiheit, denn wenn die Bande Verstärkung erhielt, mußte Barbara die neuen Mitglieder ebenfalls fest machen. Und ein sonderbarer Zufall wollte es, daß im Laufe der vielen Monate nicht einer der Räuber durch Hieb oder Stich, durch Eisen oder Stahl fiel, sondern daß alle den Angriffen mit solchen Waffen auf oft unbegreifliche Weise entgingen. Hatte die Bande einmal Verluste, so waren die Betroffenen stets Schüssen zum Opfer gefallen oder von Bauern mit Knüppeln totgeschlagen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Zimmer Nummer 32.

Kriminal-Skizze von Michael Zwick.

Die Privatbank Richter und Sohn legte besonderen Wert auf die Feststellung, daß ihre Stahlkammer unbedingt einbruchssicher sei — und trotzdem war in der Nacht eingebrochen!

Kommissar Link stand schon am frühen Vormittag im Kellerraum des Bankgebäudes und besah mit der Andacht des Fachmannes die mit scharfsinnigster Technik geöffneten Tresortüren.

„Donnerwetter", murmelte er anerkennend — mehr zu sich selber als zu dem dabeistehenden Direktor Richter —, „vor dem Kerl habe ich Achtung."

„Ich aber gar nicht", brummte der Direktor unfreundlich.

„Ach so!" Der Kommissar lenkte ertappt ein: „Natürlich — das ist zu verstehen! Haben Sie jemand im Verdacht?" Er fiel schnell in einen sachlicheren Ton.

„Nein!" antwortete der Direktor giftig. Um nicht zu grob zu werden, beeilte er sich zu verschwinden.

Der Kommissar hatte nur darauf gewartet. Er konnte nervöse Leute nicht ausstehen; um so weniger, wenn sie ihm bei der Untersuchung sozusagen zwischen den Beinen herumliefen. Er nahm das Vergrößerungsglas und prüfte die Flächen der Stahlkammer.

„Keine Fingerspuren. Das dachte ich mir." Nun ging Link zur Tür, die am Ende eines schmalen, halbdunklen Ganges in die Bankräume führte. Einen anderen Ausgang gab es nicht. Es war klar, daß der oder die Täter sich bereits am Tage in der Bank versteckt haben mußten, denn der Haupteingang zur Bank zeigte keine Spuren von Gewaltanwendung. Als der Kommissar im Erdgeschoß angelangt war, stieß er schon im ersten Zimmer auf einen Schrank, in dem die Angestellten ihre Kleider aufbewahrten. „Da hat er gesessen", sagte Link überzeugt. „Und morgens früh ist er durch den geöffneten Bankeingang entkommen."

„Sagen Sie, bitte", fragte er den Portier, „wer öffnet morgens die Bank?"

„Ich."

„Haben Sie auch heute geöffnet?"

„Jawohl!"

„Und wo haben Sie Mantel und Hut aufgehängt, als Sie kamen?"

Der Portier wies auf einen Haken hinter der Tür.

„Da liegt der Hund begraben!" sagte Link. „Und wer hat heute seine Kleider in diesem Schrank zuerst aufbewahrt?"

„Ich, Herr Kommissar!" sagte ein junges Fräulein, das am Tisch nebenan saß.

„Und er war selbstverständlich leer, nicht wahr?"

„Ja."

„Und Sie haben nichts Verdächtiges bemerkt?"

„Nein."

Link öffnete die beiden Schranktüren: „Bitte schön", sagte er feierlich: „Da sind noch deutlich die nassen Spuren von Straßenschmutz. Und hier diese leere Konfektpackung?!" Er las die Aufschrift: „Goldring — Luxus. Einen guten Geschmack hat der Mann. Eine teure Marke." —

Im Polizeipräsidium fand der Kommissar ein Telegramm aus Amsterdam vor. Das dortige Polizeipräsidium teilte mit: „Der von uns gesuchte Tresorknacker Douglas Finn hält sich in Berlin unter dem Namen Ralph Roydt auf. Bitte vor Entsendung unseres Beamten Aufenthalt des Genannten möglichst ermitteln."

„Douglas Finn? Welche Ehre!" sagte Link zu sich selbst. Dieser Name war ihm, wie der Polizei ganz Europas, wohlbekannt. — Der Kommissar begann die Konfitürengeschäfte abzusuchen.

„Diese Packung hat gestern ein Herr bei uns gekauft, so um zwei Uhr nachmittags", sagte ihm das bedienende Fräulein in einem Geschäft, nachdem er verschiedene Stadtteile hinter sich hatte.

„Und wie hat der Herr ausgesehen?"

„Darauf habe ich wenig geachtet; soweit ich mich entsinnen kann, war er groß und trug einen weichen Filzhut . . ."

„Ist das alles, was Sie wissen, schönes Fräulein?" fragte der Kommissar.

„Ja."

„Na, und was kostet ein Pfund dieser Marke?"

„Sechs Mark, mein Herr."

„Ist sie sehr gut?"

„O vorzüglich!" sagte das Fräulein überzeugt.

„Nun, dann geben Sie mir ein Viertel davon."

Kommissar Link liebte Süßigkeiten. In den schwersten Augenblicken seiner Arbeit vergaß er selten, sich irgend etwas in den Mund zu stecken, wenn ihm nur Zeit für die erforderliche Handbewegung blieb.

„Sagen Sie, Fräulein, welches Hotel gibt es hier in der Nähe?"

„O, ganz in der Nähe liegt das „Hotel am Rhein" und das „Eldorado"." —

„Der Kerl ist längst über alle Berge", dachte Link; doch er suchte die Hotels auf. Das gehörte zu seiner Berufstaktik. „Und wer kann schließlich wissen", überlegte er weiter, „warum sollte der Mann so schnell verduften? Warum soll er annehmen, daß wir schon unterrichtet sind, wer Ralph Roydt ist?"

Im „Hotel am Rhein" kannte man einen Herrn dieses Namens nicht. Kurz darauf trat Link auf den Pförtner des „Hotel Eldorado" zu: „Ist in Ihrem Hotel ein Ralph Roydt abgestiegen?"

„Ganz recht, Herr Kommissar, gestern früh."

„Wo ist er jetzt?"

Der Portier sah auf das Schlüsselbrett: „Er ist ausgegangen."

„Und der Schlüssel?"

„Den hat er mitgenommen. Manche Gäste sind schon einmal so."

„Sie haben doch einen Schlüssel für alle Türen?" fragte Link schmunzelnd.

„Aber selbstverständlich, Herr Kommissar."

„Welche Nummer?"

„Nummer 32, dritter Stock."

Link nahm den Schlüssel.

„Und wenn er kommt?" fragte der Portier.

„Da würde ich mich sehr freuen. Sie sagen selbstverständlich kein Wort, daß sich jemand im Zimmer aufhält."

Der Kommissar suchte das Zimmer 32 und öffnete. Auf dem Schreibtisch stand eine Kiste Zigarren. In der mittleren Schublade fand Link einen Brief. Den Umschlag hatte der Empfänger anscheinend eingesteckt. Eine Frau schrieb mit steilen Buchstaben: „Mein Lieber! Wenn die Sache klappt, wirst Du doch Dein Versprechen halten und Deiner kleinen Katze das versprochene Armband mitbringen. Sei nicht böse, daß ich Dich daran erinnere, aber in letzter Zeit bist Du so vergeßlich! Deine Käthie."

„Haha!" lachte Link. „Wenn die Sache klappt! Nee, Herr Douglas, diesmal wird's nicht klappen. Käthie kriegt kein Armband; dafür bekommt Douglas gleich zwei Stück, wenn auch nicht aus Gold, so doch mit Patentverschluß!" Er suchte weiter.

„Ah, hier ist das, was ich suche!" rief er erfreut aus, als er Proben verschiedener Stahlsorten, sorgfältig geordnet, im Koffer entdeckte. Daneben lagen: eine Tabelle mit genauer Angabe der Widerstandskraft gegen Autogenschweißen und Konstruktionspläne verschiedener Geldschränke. „Allerhand! Der Mann arbeitet ja rein wissenschaftlich." Der Kommissar zog seinen Revolver und machte sich's bequem.

Zwei Stunden langweiligen Wartens schlichen dahin. Plötzlich hörte er das Geräusch eines Schlüssels in der Tür. Als der Ankömmling, nach vergeblichem Versuch, aufzuschließen, eintrat, stand er vor Links Revolverlauf.

„Stimmt auffallend; groß und weicher Hut", brummte Link.

„Wie, bitte?" fragte der andere erschrocken.

„Hände hoch!" war die Antwort. „Sie sind verhaftet!"

„Aber gestatten Sie!"

Statt einer Antwort legte ihm Link Handschellen an: „Machen Sie keine Geschichten. Kommen Sie nur!" Damit stieß er die Tür auf und führte den Verhafteten unbemerkt durch den hinteren Ausgang ab. —

Nach einer Stunde saß der Kommissar in seinem Bureau, trommelte selbstbewußt mit den Fingern auf die Schreibtischplatte und überlegte, was seine Frau wohl zu Mittag gekocht haben mochte: „Wenn ich wieder Hackbraten mit Spinat vorfinde, gehe ich einfach ins Gasthaus", beschloß er.

Der Wachthabende trat ein und überreichte ihm einen Rohrpostbrief. Ein Unbekannter schrieb: „Sehr geehrter Herr Kommissar! Bitte entlassen Sie doch den unschuldigen Ingenieur aus der Haft. Er ist Vertreter für Geldschränke bei den Stahlwerken Friedrich u. Co. Der arme Mann ist an den Vorgängen der letzten Nacht ebenso wenig beteiligt wie Sie. Ich hätte noch eine Bitte: Da ich nicht ins Hotel Eldorado zurückkehre, werden Sie vielleicht so liebenswürdig sein und den Portier des Hotels bitten, die Porzellannummern der Zimmertüren 32 und 33 wieder in Ordnung zu bringen. Ich habe sie nämlich aus Zweckmäßigkeitsgründen heute morgen vertauscht . . ."

Kommissar Link suchte lange in seiner Rocktasche; schließlich fand er das letzte Konfekt der Packung „Goldring — Luxus" und seufzte enttäuscht auf.



Wer kauft Goldstücke für einen Groschen?

Die Wirtschaftskrise ist auch in den Vereinigten Staaten noch keineswegs überwunden, aber gleichwohl machten zwei kleine Negermädel in einer Stadt der Südstaaten mit dem gutdeutschen Namen Bamberg kürzlich glänzende Geschäfte. Ihre Waren gingen ab wie warme Semmel; übrigens kein Wunder, bestanden sie doch aus guten, vollwertigen Goldstücken im Werte von zehn und zwanzig Dollar, welche die kleinen Händlerinnen für zehn und zwanzig Cents abgaben. Erst lachte man über die kleinen Schwarzen, aber bald stellte sich heraus, daß die „Ware" in der Tat echt und den geforderten Preis mehr als wert war. Natürlich setzte alsbald eine stürmische Nachfrage ein, wenngleich sich jeder Käufer sagen mußte, daß es bei dem Handel nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Dies bestätigte sich denn auch schnell, als die Polizei sich die beiden Goldstückverkäuferinnen etwas näher ansah. Da ergab sich, daß die Mädel neben einem Bahndamm eine Börse mit den hübschen blinkenden Münzen gefunden hatten, deren Wert sie natürlich nicht zu beurteilen vermochten; sonst würden die Kinder sie schwerlich so wohlfeil verkauft haben. Die Polizei schätzt, daß es sich um etwa 200 Dollar, also rund 700 Mark, gehandelt hat.

*

„Schlag"fertig.

Das rechte Wort zur rechten Zeit tut oft Wunder; ist mit ihm aber eine rechte Tat verbunden, so kann der Erfolg nicht ausbleiben. Auf eine eigenartige, drastische und für einen Unschuldigen recht schmerzhafte Weise schlug einst der Komiker Michelot seine Neider. Diese brachten es nicht fertig, ihn auch nur einen Abend ungestört spielen zu lassen. Taten sie ihm keinen anderen Schabernack an, so mußte Michelot zum mindesten darauf gefaßt sein, daß eine bezahlte Klaque ihn auszupfeifen versuchte. So geschah es auch eines Abends, als der Komiker in einem Lustspiel Molieres auftrat. Er hatte darin einen Diener gefährlich auszuschelten, Handgreiflichkeiten waren jedoch nicht vorgesehen. Mitten im besten Schimpfen setzte das Pfeifkonzert ein. Michelot ließ sich aber nicht aus dem Konzept bringen, vielmehr erweiterte er es in einer für den unschuldigen Diener recht fühlbaren Weise. Er gab ihm ein paar kräftige Ohrfeigen und setzte seine Schimpfkanonade mit den Worten fort: „Du bist ein Scheusal, ein Tölpel, ein Idiot. Du hörst, daß die ganze Bude voller Ratten ist, die ihr mißtöniges Pfeifkonzert erschallen lassen, und hast nicht einmal Rattengift zur Hand, um das Ungeziefer zu beseitigen." Die Zuhörer brachen ob dieser Improvisation in ohrenbetäubenden Beifall aus, und die Klaque streckte beschämt die Waffen. Seitdem haben es die Widersacher Michelots nicht mehr versucht, sich mit ihm zu messen.

*

Eine Erbschaft zugunsten der Schnupfenforschung.

Das Testament des bekannten englischen Autoindustriellen Henry Royce, des Erbauers der Rols Royce Auto- und Flugzeugmotoren, der im vorigen Monat gestorben ist, hat für die Erben eine große Überraschung gebracht. Henry Royce hat einen erheblichen Teil seines Vermögens, mehr als zwei Millionen Mark, für die Bekämpfung der Erkältung hinterlassen. Ein Teil des Geldes soll für die Erforschung der Schnupfenursache verwendet werden. Royce litt in den letzten Jahren seines Lebens selbst sehr stark an Erkältungen und hat berechnet, daß jeder Mensch einen großen Teil der Zeit, die er sonst zum Arbeiten verwenden würde, durch Erkältungen und Schnupfen nicht arbeitsfähig ist. 200 000 Mark stehen schon jetzt zur Verfügung, und der Rest der Summe wird in den nächsten Jahren fällig. Die Vertrauten des Verstorbenen haben bereits eine Konferenz einberufen, an der Vertreter des Gesundheitsministeriums und bekannte Ärzte und Forscher teilnehmen werden.



Dienst am Kunden.



„Zwei Eier, nicht zu hart und nicht zu weich gekocht. Dann Toast, dünn geschnitten, nicht zu hart, aber gut gebräunt."

„Jawohl, mein Herr! Wünschen Sie irgendein bestimmtes Muster auf dem Eierbecher?"

*

Untersuchung.



„Ist Ihr Mann schon einmal auf Zucker untersucht worden?"

„Auf Zucker? Nee! Aber auf silberne Kaffeelöffel."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.